

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1974)

Artikel: Schwanderwitze
Autor: Stähli, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans Stähli

Schwanderwitze

Von Witzen

Jedermann dürfte klar sein, dass Witze in den Vorzimmern menschlichen Begegnens entstehen. In Gestalt und Gehalt sind es Urteile, die sich eindeutig nach aussen richten. Sie bespiegeln das gesellschaftlich Oberflächliche kurzer erster Kontakte. Sie erläutern Situationen und Beziehungen des ganzen weiten Lebens und machen auch nicht Halt vor den innersten Regungen des Menschen. Sie tun es mit der leicht plumpen Ausrede, es sei unangebracht und wenig nützlich, in ungewissen Verbindungen Herz zu investieren. Daher geben sie sich ausgesprochen leger und vital, um den Eindruck von Reserviertheit und Kühle zu über-tünchen. Ohne Wirkung bleibt solches Auftreten nie. Es weiss zu gefallen, wie alles, was mit einem Schein von Überlegenheit an täglichen Wegen aufkreuzt und sich unbefangen gibt. Es ist erstaunlich, wie hart-näckig die eigentlich zu kurzem Dasein bestimmten Augenblicksprodukte ihr Leben behaupten und auch losgelöst aus der Situation ihres Entstehens wie wesentliche geistige Ereignisse der «Nachwelt» erhalten bleiben. Der Ausbietende nämlich, der so zurückzusetzen weiss und die Atmosphäre schafft, dass Witze weiterleben, geniesst die ungeteilte Gunst seines Publikums. Dies lässt den Schluss zu, dass Witz dem Bedürfnis des Menschen entgegenkommt, sich vor allzu engen Berührungen zu schützen, sich mit Vorsicht zu wappnen im Gedränge der Lebens-erscheinungen und Kontakte. Engagement ist gefährlich.

Wer sich nach ähnlichen ersten Überlegungen weitere damit im Zusammenhang stehende Begriffe vornimmt, steht bald einmal vor einem Strauss gar nicht leicht zu beantwortender Fragen. Sie überschütten ihn rasch mit widersprüchlichen Empfindungen, die eine bequeme Qualifikation erschweren. Er sieht sich ausserstande, auf der moralischen Skala so zu etagieren, dass eine gültige Wertung entsteht. Es kann ihm

nur gelingen, wenn er zur Beurteilung die nämlichen Kriterien anwendet wie der Witzige selber: Distanz, Wirkung. Denn er ist möglicherweise selber fasziniert und beschämt zugleich, wenn ihm deutlich wird, wie gross sein eigenes Interesse an den seltsam prickelnden Produkten ist. Auch er ertappt sich unter Umständen beim Zuhören und «Chüschten» in jener besonderen Angeregtheit, die es eben erlaubt, Witze zu machen. Die pikanten, beinahe künstlerisch geschossenen Blicke in den Ablauf unserer täglichen Mühen und oft fragwürdigen Freuden regen doch an und heben auf die Laube kräftig gefühlten puren Daseins.

Nach Wahrheit zu suchen, ist somit nicht vordringlich, Werturteile sind nicht gefragt, ebensowenig wie bei etwelcher Kunst, die sich mit blosssem Öffnen nach dem Publikum hin begnügt.

Trotzdem die vitalen Interessen der Gesellschaft verdächtig sind, bleibt seit je das Bedürfnis nach dieser Art Unterhaltung bestehen und ersetzt dabei die echte Kommunikation: Flucht in die Frivolität ist der Sprung aus dem Schaufenster des intimeren Lebens. Das ist zum Teil auch der Sinn gelegentlicher Geistreicheleien und Blödeleien, die Kontaktersatz bieten, letztlich aber Lebenslust meinen, ohne daraus vordrängende Konsequenzen zuzulassen. Hier zeigt sich die Ventilfunktion des Witzes deutlich. Die Gesellschaft scheint ihn nötig zu haben, sie hätte ohne ihn wohl herzlich wenig zu lachen.

Einsamer Gipfel aber und dieser kleinen Untersuchung nicht untertan, ist die echte, geistreiche Satire, von der wir annehmen, dass sie der Kunst zugehört. Was jedoch im grossen und ganzen an Witzen über die Gasse geboten wird, ist qualitativ entschieden minderwertig und weit entfernt auch nur von minimster Lebenshilfe. Sie sulen oft so eindeutig im kaum noch geniessbar Frivolen, dass man sich die Mühe sparen kann, nach einem Weshalb zu fragen.

Entwürdigend und bedrückend ist ebenfalls das wenig differenzierte Sichlustigmachen über irreparable Schwächen, angeborenes Ungenügen, über das Unbedingte usw., und man fragt sich bestürzt, ob Gedankenlosigkeit allein dafür verantwortlich ist oder ob der Intellekt mit dem Überwasser des Vitalen sein unlustiges Spielchen treibt!

Unsere «Schwanderwitze» jedenfalls stehen weit abseits davon. Sie meiden die aktuellen Themen, ebenso jedes nackte Interesse am Unzulänglichen und zeichnen sich vor allem durch Anwesenheit des Herzens aus. Auf Kosten Dritter lachen sie eigentlich nie, selbst wenn dieser Dritte Schöpfer und Betroffener in einem ist! Frivolität wird mit ihnen zum musisch unbeschwerten Sinnen, zum fröhlichfrechen Erfühlen der Wirklichkeit. Mensch, Situation und «Kurswert» halten sich die Waage, sind ausgefächert in homogenem Schauen, Erleben, Urteilen. Erfundenes nämlich, zur blossen Unterhaltung, oder als Beleg für den in dieser Sparte bekannten Schwandener, ist, glauben wir, nicht im Umlauf.

Humor

Der Begriff «Schwanderwitze» wäre demnach nicht ganz zutreffend, und es liegt uns viel an der Feststellung, dass die bekannten Sprüche einer anderen Kategorie von «gesammelten Werken» zuzurechnen sind: dem Humor.

Seine Identität mit dem lokal gegebenen ethnisch Auffälligen lässt sich nachweisen. Als originelle (niemals allgemeine) Äusserung ist er schwerlich nachzuahmen – am Schreibtisch nicht und nicht beim abendlichen «Doorf» (= Gespräch) legitimierter Treuhänder der lustigsten «Pudiigg». Humor wird nicht gemacht. Er ist kein Kind des Augenblicks. Er wächst wie die Früchte des Jahres in Sonne und Regen, Sturm und Milde, in Träumen und Ängsten. Die schönsten Ergebnisse sind, wie immer im Leben, glücklichen Voraussetzungen zuzuschreiben. Schwandenerhumor widerspiegelt die Lebenserscheinungen so vollkommen, dass es auch dem Eingeweihten unmöglich wird, Mensch und Welt darin gesondert aufzuspüren. Er bedeutet Quell des Frohseins, der Erbauung, Erinnerung an die unbeirrbaren Werte des schlichten Daseins. Er ist, in vielen Schattierungen erkennbar, die Poesie des armen Mannes.

An ihr nun müssen wir uns ein wenig versuchen, auch auf die Gefahr hin, dass unsere subjektiven Bindungen den objektiven Leser vielleicht nicht ganz überzeugen könnten.

Poesie

Poesie hebt die Gegensätze Mensch — Welt, Seele — Dinge auf. Unaufdringlich suchen die einen in den andern nach Antworten und Wegen, bedrängen sich gegenseitig nur mit den vertauschten Schatten. In diesem möglichen Hin und Her gelten keine Wertungen, auf Über- und Unterordnen wird verzichtet. Darin lernt der Mensch sich fügen, ohne gefügig zu sein. Poesie rührt daher sehr leise an Realitäten, die ihr doch fein vertraut sind: Lust, Leid, Armut, Arbeit, Krankheit, Sehnsucht, Liebe, Tod. Sie verdunkelt wohltuend alle grellen Schlüsse und lässt dennoch dem Licht die ganze Kraft. Hoffnung und Reflexion tun sich in ihr brüderlich zusammen, um eine unzerstörbare Welt unserer zerstückelten Erde gegenüberzustellen.

Die Keime dieser heilen Welt wachsen in den dämmernden Stuben und abendlichen Werkstätten, wenn Menschen einander gegenüber sitzen, wenn die täglichen Pflichten erfüllt sind, aber an Händen Male und in Herzen Not oder Freude zurückgelassen haben. Nun sollte man reden, sollte sich die Schalen des Erlebens reichen. Alles Laute aber kann die mögliche Versöhnung der Gegensätze, der unerfüllten Träume, der Sorgen stören. Identifikation setzt Stille voraus. Im kargen Fluss der Gespräche hält man Einkehr. Was schön war, wissen alle, ohne es noch einmal zu bebildern. Was Mühe macht, wird nur sparsam weitergegeben. Man denkt an die Kranken, an die Alten, an die Nachbarn, weiss sich einbezogen in das grosse Walten des Taglaufs und der Jahre.

Und weil zerredetes Leben einsam macht, lässt man sich nicht verlocken im Übereifer der Konversation. Die aufgesparten Gespräche geben Kraft für die Bewältigung der kommenden Zeit.

Böse sind die Menschen nur, wenn sie die einfachen Wege nicht finden und die kleinen Lichtzeichen im weitgespannten Himmel der Tage und Nächte nicht erkennen.

Das Leben hält allen Menschen alle Schätze, die wirklich reich machen, grosszügig bereit: Denn im «poetischen» Erfahren wachsen Dinge und Wesen, Bedürfnisse und Kräfte zu verständlichen Bildern ineinander. Man überwindet.

Genügsamkeit

Hört man sagen, «Mier siin halt numme Schwander», dann wird offenbar: Die Identifikation ist vollzogen, der so Bekenkende möchte nicht mehr zurück in den simplen Realismus vom nackten Heute zum Morgen, von notwendiger Arbeit, von Familie Haben und Schicksal Erwarten. Es schwingt Stolz mit im Wissen, dass man der Eigenart des Schwandeners auf der Spur ist, dass man zu begreifen beginnt, was das Leben eigentlich will. In diesem «Nummen» (= nur) stecken nicht etwa Unterlegenheitsgefühle oder kleine moderne Neurosen.

Es beinhaltet Aussonderung und Auszeichnung und ist unabhängig von gesellschaftlichen Wertungen, die sich doch fast ausschliesslich auf äusseren Erfolg stützen. Und diesem Erfolg sucht man eigenartigerweise zu entinnen. Man lebt wie unter Gelübden, die sich auf materielle Güter und deren möglicher Verflechtung mit dem dunkeln Trachten des Menschenwesens beziehen. Der Wohlhabende wird nur insofern anerkannt, als er ohne sichtbare Bindung zu seinem Vorteil gekommen ist. Es ist undenkbar, dass sich dem im Besitz Verhafteten das goldene Tor zum «Kreis der Auserwählten» öffnen könnte. Anerkennung setzt die hohe Schule der Genügsamkeit voraus. Das Gleichnis vom Kamel und seinem schwierigen Nadelöhr stimmt, übertragen, mit dem Bekenntnis zum einfachen Leben überein. Woher aber kommt dieses Wissen um wesentliche Dinge?

Heimat

Es gibt kaum Besseres, als die innige, unaufhörliche Verbindung des Menschen mit den Keimzellen seiner zweiten Natur, mit der Heimat. Sie allein ist dem Habitus der Person vorurteilslos wohlgesinnt. Es scheint, dass der Mensch in seine wesensgemässe Welt hineingeboren wird. Selbst Eltern lassen es oft an Objektivität den Kindern gegenüber fehlen, wenn sie ihre Auffassung von Familie und Tradition in den Nachkommen nicht erfüllt sehen. Heimat aber bleibt objektiv, abwartend bereit zur Hilfe, ist vielen Stufen menschlicher Entfaltung angemessen, weil sie nicht fordert, nie rechtet, wie aus Übereinstimmung, die jeder Zusammenarbeit vorausgeht. Heimat wird dadurch einerseits

zum Quell erster wirklicher Freiheit, anderseits zum Inspirator des schöpferischen Lebens. Im Heimaterfahren begegnet der Mensch ausgerechnet jenen Kräften, die der materialistischen Auffassung von Menschheitsentwicklung und Gemeinschaftsbildung widersprechen. Die Heilsbotschaft des integrierten Persönlichen dürfte eigentlich nicht länger überhört werden!

Mensch und Heimat haben sich demnach gegenseitig geschaffen und erschaffen sich immer noch. Der vorbehaltlos annehmende und zugleich gestaltende Mensch ermittelt so die Spuren seines umfassenden Schicksals auf Schritt und Tritt, und er erkennt, dass das Antlitz einer ihm gemässen Welt die eigene Physiognomie bereits zu prägen begann, als die ersten Siedler den Zauber erwideter Liebe entdeckten. Wie sollte da die kleine, schöne, karge, vielbesonnte Welt am Brienzer Rothorn nicht auch beides sein: Geschenk des Himmels und verbildlichte Zuwendung der Menschen – in Arbeit gepflegt, durch Hoffnung verschönt, mit Tränen getränkt! Wie könnten die wilden Bäche und die entfesselten Bergänge nicht bewirkt haben, dass Liebe wuchs!

Was könnte besser sein, als das in echter Verbundenheit Mögliche: Die Widersprüche des doch so schwierigen Lebens mit Humor zu versüssen!

Wir lassen nun eine *Auswahl humoristischer Beispiele*¹ folgen, verzichten aber auf ein vergleichendes Wörterverzeichnis, weil wir annehmen, dass sich der interessierte Leser ohne Stütze in die einzigartige «Kleinkunst» einfühlen möchte. Sie lässt sich gern ergründen, jedoch nur auf dem Weg unvoreingenommenen Suchens.

Armued

Geid eina des-inhi (gen Briens). D'Schueh giixen. Schmid Chäppel im Schwandergässli frägt n'en: «Siin eppa d'Schueh nid bsalt, dass's-e-so giixen?» – Der Schwander: «De chennten de d'Hosi o!»

*

Zu ds Ziimenken Dolfin chunnd en Husierer u-sseid: «In euem Dorf sii de wol nume-n armi Lüt, i ha no nid für es Föüfi verchouft!» – Dolfi: «Es mag siin, dass's hie-umha e chliin arms ischt, aber gen husierren hed emel no nie epper miessen!»

¹ Gesammelt und zur Verfügung gestellt von Peter Stähli, Gemeindeförster, Schwanden

Hindrem Schitz (Gasthaus) zell d eina ds Gäld u-mmeind: «I mues gad achten, ob i no Turscht han!»

*

Ds O'mes Menken heds es Fäädli teeted. Der Metzger spricht die Verwendbarkeit des Fleisches ab, erklärt sich aber bereit, die besten Stücke doch noch freizugeben. Er legt Menk nahe, das Fleisch möglichst lang zu kochen. Bei Gelegenheit fragt der Metzger: «Hed ech due ds Fleisch eppis taan?» — Menk: «I wissti niid — sulang mer sen hei-ghäben, het's is emel niid-taan!»

*

Schmocker Iéllin hed's den a'r Gelti Geiss teeted. Eina fuxt nen es bitzli: «Es hed-der de-wwol eppis Geiss gnun!» — Iélli laad-si nid: «Ja — i hätte-rra no bald zwenig ghäben . . . !»

*

Der Pfarrer erkundigt sich nach Gesundheit und sonstigem Befinden. Die negative Antwort veranlasst ihn, auf die gute wirtschaftliche Situation der Schwandener hinzuweisen und fügt bei, sie hätten doch ausnahmslos wenigstens genug Käse. Fridel entgegnet: «I bchennen nummen eina, wa zwenig Chäs hed — di andren hein e-gheina (keinen)!»

Lokalphilosophen

Eina hewwed am Sunndig. En Nachpur: «Was? . . . tuescht etz och-afen an-em Sunndig?!» — Der Hewwer: «Ach, dessetwägen bin-ich eppa chuum bräver wan Anderliit!»

*

Aus Amerika zurück, berichtet einer von guten Bekannten und deren Reichtum. Ihre Farm sei so unvorstellbar gross, dass man mit dem Wagen einen ganzen Tag brauche, um sie zu umfahren. Ein etwas skeptischer Zuhörer meint dazu: «Es-selis Oeuto han-ich o eis ghäben!»

*

Diskussion um Kartoffelsorten. Nach folgendem Kommentar sind weitere Erwägungen überflüssig: «Da han-i friejh im Friehlig in der Hoolenderren en Huuffe-Wäldwunder under . . . und im Herbst wundersälten eint virha . . . !»

En Holzwarenhändler chunnd zu-Schtählli Kebeln i-Ppudiigg. Er präsentiert eine Musterfigur und möchte sie Jakob in Auftrag geben – der bisherige Hersteller sei gestorben. Kegel erkundigt sich nach dem Stückpreis und bemerkt dann trocken: «Bin däm Priis wän-ich o gschoorben!»

*

Das Schnitzholz ist sehr teuer. Gärbi-Peetsches Fridel sieht die Marktsituation folgendermassen: «Ma vermag's uf der Saagi fascht nid z'bsahlen ... u-ssu gwiss, das ma eppis dra-mmacht, hed's e ghei-Wwäard meh ... !»

*

Ds Lenge-Peetsch ist gut dotiert mit Schnitzwarenaufträgen. Er freut sich natürlich darüber, möchte aber seiner Hochstimmung nicht allzu plumpen Ausdruck verleihen. Er schätzt zudem ein menschliches Tempo ... Darum sagt er: «Wen etz den die Bschtellungen nid bald uufheeren, den heeren-ich den gänzlich uuf mid Schnätzen!»

*

Hindrem Schitz ischt eina liecht runda (Alkohol). Ein Velofahrer kollidiert mit dem unsicher Tappenden, bittet um Entschuldigung und will ihm wieder auf die Beine helfen. Der ehemalige Schwandener tröstet: «Das macht etz gar niid – i wän de-sowiso gad umghiid ... !»

*

Die Mahlzeiten sind selten pünktlich bereit. Der Mann versucht auf verschiedene Weise diesem Übel zu begegnen. Er versucht es etwas vorwurfsvoll auch so: «Etz wei-mmer den afen heeren, friejh Härpfel pflanzen, we-mmer den gliich nie z'rächter Ziit chennen ässen!»

*

Hinder d'Santigglaawsen hed d'Lowwenen e-mmächtega Stock laalligen. Der Schtipfer will das gute Holz für die Winterheizung nach Hause «schlittnen». Aber der Stock lässt sich weder von Scheidweggen noch von Pulver beeindrucken. Nun denn: «I han-imm due de-Mmeischer no zeigt! I ha-zue-n-imm gseid: Etz bliibsch du gad fii-scheen da!»

*

Woher kommt der Übername «Schtipfer»? Schmocker Chappis Emil erläutert: «Där hed mier fir-n'es grosses Gäld Stimpfen im Schilitäschli zerschtipft!»

Unglaubliche Begebenheiten bereichern das Leben

Schmocker Iélli verliert beim Kartoffelsetzen die Uhr. Im Herbst, während der Ernte, findet er sie wieder. «... u-ddie ischt nummen fiif Minuten dehinna ggangen!»

*

Im Wydi sieht er ein Bienlein von einer Blüte wegfliegen. Er verfolgt es (mit den Augen!) bis auf die andere Talseite: «Dert isch-es uf der Schweiben gad bim hindreschten Lechli inhi! (ungläubiges Staunen) ... aber i han den in där Ziit äben o Oeugen ghäben wie grossi Chachtelleni (Tassen)!»

*

Iélli begegnet einer grossen Schlange: «Die hätti en driimässegi Hutten grad gfilld!»

*

Selbstverständlich verstand er auch etwas von Dengeln und Wetzen. «... da han-i doch afen-eis miesse-n-es Titschi a Sägeseschpitz schlaan, dass's-mi bim Mähjen nid z'ringetumm hed grierd!»

*

«Eis hed's dä-wwäg gschniid, waa-n-i gäg ds Bärgli bin. Da ischt d'Hutten doch volli Schnee gsiin, waa-n-i bin uehi chon!»

*

Ein scharfer Marsch macht durstig. Iélli ist, von der Axalp herkommend, endlich am See. Er lässt sich am Ufer nieder, um seinen ungewöhnlichen Durst zu stillen: «I han e-so Turscht ghäben, das-i driimal ha-mmiessen nahirutschen ...!»

*

Ein Spötter (mit Trinkernase) will von Iélli wissen, wie sich d'Gelti (Ziegenkrankheit) eigentlich feststellen lasse und kann seine Schadenfreude an Iéllis Ugfel nicht ganz verbergen. Darauf Iélli: «Si bennen da-e-so roti Näseni z'überchon!»

*

Spätheimkehrer stehen auf dem Lindellen-Platzli und staunen in die schöne Nacht. Der Mond schwebt als feine Sichel wie eine Silberschale über dem Riedergrat. Die Männer sind von dem Wunderbaren der nächtlichen Stimmung sichtlich beeindruckt, und Chappis Emil philosophiert: «Das ischt-de-wwol niid Schoondliss, wen der Mond e-so uf-em Puggel under ... (untergeht)!»